

Revolution in Ennenda

Autor(en): **Freuler, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Revolution in Ennenda

Kaspar Freuler

Franzosen sind charmante Leute. Am besten gefallen sie einem, wenn man planlos bummelnd durch Paris flaniert oder an der Côte d'Azur über das blaue Meer schaut und den lieben Gott einen guten Mann sein lässt. Aber als Herren und Meister in unserm eigenen Land? Oder wenn sie gar mit aufgepflanztem Bajonett durch unsere Strassen patrouillieren würden? Da hat der Schweizer so seine eigenen Ansichten und der Glarner im besondern nicht minder.

Und so war es denn auch in jenem düstern November 1798, als ihrer ein paar tausend französische Soldaten in den glarnerischen Dörfern einquartiert waren und sich zum Aerger der Bürger mehr als nötig wie Herren aufführten. Zwar hatte der französische General Schauenburg von Zürich aus schon am 1. brumaire — das war am 22. Oktober, die Franzosen hatten auch ihren eigenen Kalender gleich mitgebracht! — angeordnet, dass die Einwohner den Offizieren und Soldaten ausser Zimmer, Licht und Bett durchaus nichts schuldig seien, und dass derjenige, der mehr von ihnen verlange, streng bestraft würde. Aber Zürich lag weit weg. Die französischen Commissaires, die für die Lebensmittel der Truppe aufzukommen hatten, besaßen kein Geld oder behaupteten es wenigstens, und so kauften sie auf Pump drauflos und zahlten mit papierenen Gutscheinen und blieben dies und jenes und zuletzt alles schuldig. Trotzdem kam man noch ordentlich aus mit ihnen; denn sie waren freundlich und gutmütig und halfen gerne und ohne zu murren da und dort bei allerlei Arbeiten aus. Freilich, wenn sie Durst hatten und der Wirt war nicht gleich mit der Kreide bei der Hand, sondern wollte sein bares Geld sehen, so konnten sie furibund werden, trieben allerhand Unfug, vermöbelten den Wirt und liessen ihm sämtliche Fässer auslaufen, drangsalierten die Kellnerin mit Zärtlichkeiten und schossen mit Pulver und Blei zu allen Fenstern hinaus, als ob die französische Armee zu einem Grümpelschiesset aufgeboten wäre.

Am 1. November 1798 hatten nun die Ennendaner brauchgemäss ihren Dorfbach abgestellt. Das war eine einfache Arbeit; der Fallenchäpp im «Mühlefuhr» hatte nur die knarrenden und seufzenden Schraubengänge am Fallenstock zu drehen, dann senkte sich die eichene Bretterwand und versperrte dem Linthwasser den Zugang zum Bach. So lief der Dorfbach langsam leer und ward trocken, und die Ennendaner konnten, was nötig war, die Mauern flicken und Steg und Brücklein reparieren. Wie es heute noch geschieht, war es auch schon vor 150 Jahren: da und dort blieben kleine Tümpel und Teiche stehen, halb Schlamm, halb Wasser, und die Bürger vergnügten sich nicht ungern damit, die Fische in ihrem nun sehr eingeschränkten Reich herumzujagen und womöglich in die eigene Bratpfanne zu locken. Fiel einer der Allzueifrigen bei diesem Geschäft ins Wasser, so profitierte der Fisch davon und verschwand.

Dies Jahr nun aber fanden auch die fremden Soldaten, das Fischen wäre angenehmer als Marschieren und Pulverhörner putzen, stapften also ebenfalls im Bachbett herum und versuchten der glitschrigen Gesellen habhaft zu werden. So kam es, dass ein grosser, feister Lachs, den ein Ennendaner eben strahlend aus dem Wasser gehoben hatte, schon in den Händen eines Franzosen zapelte — kein Mensch wusste, wie das zu- und hergegangen war. Jeder der beiden behauptete durch alle Böden, er hätte das Tier höchst eigenhändig herausgezogen, und so kam es denn, wie es kommen musste! Der Ennendaner begann auf gut Glarnerdeutsch zu fluchen, der Pariser Korporal in nicht weniger lautem Französisch (aus der «zone»), von roten Köpfen kam es zu wilden Drohungen und bald zu klatschenden Ohrfeigen. Im Nu waren die Meinungen gemacht: ein paar Dutzend Ennendaner halfen ihrem Mathis Hösli, ein paar Dutzend Franzosen ihrem Jean-Baptiste, und innert Minuten war eine Prügelei im Gang, als ob man auf einem Kilbitanzboden wäre. Als aber der Ennendaner zu viele wurden, da holten die Franzosen aus ihren Kantonementen Gewehre und Waffen, es begann in den Strassen und Gassen zu knallen und zu krachen, und am Ende dieser Schlacht trug man einen braven Josua Oertli und einen noch brävern Mathis Hösli mit angeschossenen Beinen und Armen in die Häuser, und das rote Blut tröpfelte hinterher...

Es gab eine umfangreiche Untersuchung. Der Bataillonskommandant schwor Stein und Bein, die

Soldaten der Republik taten keiner Fliege etwas zuleide, es sei denn, man provoziere sie und verletzte ihre heiligsten Gefühle; die Ennendaner ihrerseits plädierten im Namen des Sankt Fridolin, dass der Lachs ennendanischen Geblütes gewesen sei.

Ein Papierkrieg begann. Papier war schon anno dazumal das geduldigste Material. Die Akten über

die «Contre-révolution à Ennenda» zogen sich in die Länge und in die Breite, und der Krieg endete schliesslich damit, dass die fremden Soldaten eines Morgens die Marseillaise sangen und aus dem Lande zogen.

Den feisten Lachs aber soll ein Glarner in aller Stille gestohlen und mit Haut und Haaren gefressen haben.

Ueber Nacht kam der Winter ins Tal

Nicht lautlos wie ein Dieb ist er gekommen, nein, rauh wie ein Landsknecht. So wie er in diesen Höhen zu kommen pflegt, wenn die Sonne nur noch während ein paar Stunden des Tages den hintersten Talgrund erwärmt. Gewiss, es war in den letzten Tagen kühler geworden, und als die Lärchen gelb aus dem dunklen Grün der Tannen aufleuchteten, mussten wir uns mit dem Gedanken an den nahen Winter wohl oder übel vertraut machen. In den Nächten hatten die Gipfelkränze rundum weisse Kappen und Hauben erhalten. Sie verschwanden nicht mehr — und auch das war ein Zeichen! Am 25. September kam das Vieh von den Alpen: voran die Königin, respektgebietend, gelassen und ihrer Kraft und Herrlichkeit bewusst. Blumen zierten den rassigen Kopf. War das ein ausgelassenes und lärmiges Gebimmel und Gemuhe! Die Sennen, ebenfalls mit Blumen geschmückt, auch wenn sie groteskerweise aus Papier gedreht waren, sie tranken am Eingang zum Dorf den alten Wein aus den bauchigen Zinnkannen.

Die zarten Lilablüten der Herbstzeitlosen verkrümelten schon wieder und starben ab, aber dafür leuchteten jetzt die feurigroten Beerendolden der Ebereschen, und die Hagebutten waren glanzrot und prall wie Miniaturlampione.

Es geschah nicht alles über Nacht, wie man oft leichthin und aus alter Gewohnheit sagt. So eilig hat es nun ja der Herbst auch wieder nicht. Aber wenn man von ihm wehmütig Abschied nimmt, schrumpfen die Wochen in unserer Erinnerung zu Tagen zusammen und die Tage manchmal zu Stunden.

Der Schnee indessen ist über Nacht gekommen! Denn gestern war noch ein wundersamer Herbsttag, wolkenlos, seltsam still und rein. Der innigblaue Himmel wölbte sich fern über den Kämmen, und wer hätte ahnen können, dass er schon einige

Stunden später von ruhelos jagenden Wolken verhüllt sein würde! Die steilen Hänge mit ihren dicht ragenden Tannen und Lärchen, mit violett schimmernden Schutthalden; die Runsen, Schründe und Weiden erschienen so nah und deutlich, wie dies nur im kristallklaren Licht des Herbstes möglich wird. Und es war märchenhaft still . . .

Wir sind nochmals auf die Alp Marai gestiegen. Zwischen den Steinhaufen zitterte die federleichte Wolle des Buschrosenstrauches im kaum fühlbaren Wind. Die buttergelben Goldröhrlinge sprenkelten die abgeweideten Steilhänge, und da und dort kauerten gleichsam noch einige Mönchsfüsse beisammen. Diese grossen Pilze waren wie aus Gips geformt. Die Blätter der Brombeerranken hatten sich weinrot gefärbt, und von den alten, hochaufragenden Lärchen rieselten schon zögernd die gelb gewordenen Blattnadeln.

Wir übersprangen eine Bisse oder Suone, in der das Wasser lautlos dahineilte, und stiegen dann auf dem schmalen Alpweg gemächlich bergan, durchquerten eine Lichtung, die noch rot von den herben Preiselbeeren schimmerte, während die Heidelbeeren bei der leisesten Berührung überreif in die Hand fielen. Gleich darauf stiessen wir auf eine Gruppe von Fliegenpilzen, die schön und vollkommen waren wie in den Märchenbüchern unserer Kindheit. Und als wir, gewitzigt und erwartungsvoll, weiter spürten, da entdeckten wir auch bald den ersten Steinpilz, dem andere folgten; denn in der Nachbarschaft des giftigen Fliegenpilzes behagt es dem leckeren Bolet aus geheimnisvollen Gründen am besten. Und es waren Prachtsexemplare! Jung, und makellos sass der braune Hut auf dem stämmigen, weissen Fuss. Im Nu war die Tasche gefüllt, und dazwischen leuchteten noch einige dottergelbe Pfifferlinge, die im tiefen Moos verborgen waren.